

# DIE FACKEL

Nr. 114

WIEN, ENDE AUGUST 1902

IV. JAHR

## Feuilleton und Bühne

Wie weitab die Wege der modernen Theaterkritik vom praktischen Bühnenwesen führen, beweist die völlige Hilflosigkeit des jeweils auf einen Direktionssitz gehobenen Kritikers, die sich von der Erfahrung eines Theaterfeuerwehrmanns oder Lampenputzers beschämen ließe. Der moderne Feuilletonismus, der alle künstlerischen Berufe durchseucht, grassiert zumal in jenem verrufenen Bezirk, wo dem Unverständnis des Einzelnen Schauspielerexistenzen ausgeliefert sind. Der Theaterkritiker unterwirft aber nicht nur sein richtendes Gewissen dem Drang nach Witzchen und Wendungen: auch dort, wo er künstlerischen Eindrücken Ernst und Empfänglichkeit entgegenbringt, sieht und denkt er die Dinge nicht bühnenhaft, sondern feuilletonistisch. Ein gut Teil der modernen Milieumisere mit ihren vertrackten »Echtheiten« haben wir der Ausbreitung jenes Plaudergeistes in der deutschen Theaterkritik zu danken. Er vermag einer künstlerischen Wirkung nicht auf den Grund zu gehen und verweilt schwelgend bei den geschickten Äußerlichkeiten der dramatischen und schauspielerischen Mache, die er mit den Äußerungen eines künstlerischen Naturells verwechselt. Er hat das Bühnenhandwerk sündhaft erleichtert und ein Genre wohlfeiler Lebenswahrheit gefördert, das zwischen oberbayrischer und schlesischer Schlierseerei alle schauspielerischen Instinkte des Pathos und des Humors ertötet. Bühnenkrüppel, denen die Krücke des Dialekts das Auftreten ermöglicht, wurden als Heroen deutscher Schauspielkunst ausgerufen; an kleinen Tapeziererkünsten einer »intimen« Regie weidete sich das Feuilletonverständnis einer Kritik, die selbst mit plastischen Scherzen ihr Auskommen findet und an einer Draperie, die eine Gedankenwelt verdeckt, ihren Stimmungsdrang befriedigt. Der Mann, der einen echten Spiegel, einen wirklichen Plafond, eine greifbare Türklinke und eine gehende Uhr auf die Szene brachte, hieß Regisseur, und wer einmal auf den impressionistischen Leim gegangen war, merkte nicht mehr, welche Fülle von Unvollkommenheit, Unvermögen und Dilettantismus hier den Eindruck von dem erzeugte, was sie, weil es in allen Dialekten rumorte, Leben nannten. Keiner ahnte, daß die Kunst, unverständlich zu sprechen, leichter ist als die, verständlich zu sein, daß die Befugnis, in Spucklauten, Interjektionen und mit der Pfeife im Mund zu reden, beim »Charakterisieren« besser hilft als der Zwang eines Shakespeare'schen Versgedankens, wie zum Beispiel gleich jener Worte Glostors, (Lear, IV.), die sich so gut auf das Mißverhältnis zwischen den Mitteln und der Wirkung realistischer Theatertechnik beziehen lassen:

Oft zeigt sichs, Mangel  
Wird uns zum Heil, und die Entbehnung selbst  
Gedeiht zur Hilfe.

Eine Notiz über den Wechsel in der Leitung des Berliner »Deutschen Theaters«, die ich neulich in der 'Zeit' fand, regt diese Betrachtung an. Nicht, weil Herr Brahm, der tüchtigste Helfer bei der Verflachung deutscher Bühnenkunst, vom Schauplatz tritt — Herr Paul Lindau als Renaissanceerscheinung ist vorläufig noch ein heiterer Effekt —, sondern weil in jener Notiz der Kinderglaube an die Mission des »Deutschen Theaters« seinen typischen Ausdruck gefunden hat. Der Mitarbeiter der 'Zeit' wünscht, daß unser Burgtheater sich den Berliner Direktionswechsel zunutze mache und aus dem Brahm'schen Ensemble die würdigsten Vertreter der berlinischen Kleinkunst herüberhole. Da wird Herrn Schlenther vor allem das Engagement eines Schauspielers empfohlen, der im schlesischen Dialekt, den er als geborner Schlesier schon vor der Aufführung der »Weber« beherrschte, wirklich Erstaunliches geleistet hat. »Rittner«, heißt es wörtlich, »der des puren Naturalismus längst überdrüssig geworden, würde sich bald zu einem neuen Berlichingen, später zu Falstaff, zum Richter Zalameas aufschwingen«. Die Treffsicherheit dieser Prophezeiung liegt vor allem in der Schlagkraft, mit der sie das Wesen der feuilletonistischen Theaterkritik bloßlegt: Die Impression »biderb«, die ein schlesischer Bauernlummel des Herrn Rittner erzeugt, hat in dem bloß Konturen fassenden Gehirn die Vorstellung »Bernhard Baumeister« aufsteigen lassen, ähnlich, wie die Zwirnsdünne eines schlechten Komikers zur Konstatierung »Nestroy'schen Humors« verleitet. Seit Jahren wird Herr Rittner zu klassischem Aufschwung angefeuert, und tatsächlich hat er es gleich zu Beginn der Ära Brahm versucht, »des puren Naturalismus überdrüssig« zu werden. Der Triumph seines Weberfritzen ließ ihn nicht schlafen und spornte ihn, auch den Ferdinand in »Kabale und Liebe« zu spielen. Daß dem sympathischen Naturburschen mit der schmetternden, gleichsam durch eine leichte Fettschicht dringenden Trompetenstimme Schillers jugendlicher Held immerhin besser »liegen« mußte als der alte Miller, zu dem man ihm heute rät, sahen die naturalistischen Freunde ein, trieben den noch Zögernden zum Experiment und erhofften sich Wunder von der »Modernisierung« des klassischen Dramas. Sie haben damals ihren Liebling nicht wiedererkannt und die ehrlichen unter ihnen gestanden, daß sie nie vorher auf der schlechtesten Schulbühne ähnlicher Hilflosigkeit begegnet waren. Ungefähr um dieselbe Zeit ward im Wiener Raimundtheater der berühmte Herr Neuert, dessen »Natürlichkeit« in oberbayrischen Dialektkomödien kritische Schwachgeister zur Bewunderung und zum Wunsche, den Mann »in Baumeister — Rollen zu sehen«, hingerissen hatte, als Miller in »Kabale und Liebe« ausgelacht. Der Rat an Herrn Rittner ist verfrüht; um als Richter von Zalamea durchzufallen, bedarf's noch mindestens zwanzigjähriger Übung in schlesischer Mundart ...

Nein, die Feuilletonkritik vermag nicht bloß durch den einer Wendung angepaßten Tadel die Existenz des Schauspielers zu gefährden; ihr leichtfertiges Lob wirft den in engen Grenzen bewährten Darsteller aus seinem Geleise und läßt ihn den Genuß des Überschätztwerdens mit der Pein der Enttäuschung büßen. Das krassste Beispiel für die Bestimmung eines Schauspielerschicksals durch die Stimmungskritik, ein Fall, bei dem sich der Schaden beinahe bis zur Möglichkeit zivilrechtlichen Ersatzanspruches hätte feststellen lassen, ist der folgende. Ein gewisser Joseph Meth tat sich vor etwa vier Jahren, da die seither leider jährlich über uns hereinbrechenden Schlierseer zum erstenmal in Wien gastierten, auf dem Podium des Deutschen Volkstheaters als stürmischester Haxenschlager hervor. Ein gewisser Hermann Bahr (der damals seine Flitterwochen mit der Bühne des Herrn Bukovics verlebte und die Erfüllung jedes Wunsches durchsetzen konnte) war vor Begeisterung außer sich, sprach in seinen Kritiken nur vom »herrlichen Meth« und riet drin-

gend zum Engagement an's Deutsche Volkstheater. Irgend eine an Herrn Meth beobachtete »Linie« hatte in ihm die unerschütterliche Überzeugung geweckt, daß der jugendliche Metzger aus Schliersee für klassische Rollen besonders geeignet sei, Herr Bukovics gehorchte, und schon die nächste Saison konnte den Mann unter der berühmten Leitung des Herrn Strakosch hochdeutsche Helden, wenn ich nicht irre, auch den Don Carlos, »hinlegen« sehen. Meth verkümmerte sichtlich. Er verstand nicht, was diese Barbaren von ihm wollten, und hätte es auch nicht verstanden, wenn man ihm erklärt hätte, daß er bloß das Opfer einer »Beobachtung« sei, die einem empfindsamen »Kenner« eingefallen war. Nach drei harmvollen Jahren, in denen Herr Meth und das Publikum fremd aneinander vorübergingen, gab Herr Bukovics, da er dieses nicht vertreiben wollte, jenem den Laufpass. Ein deraciné, sollte er nun zusehen, ob er den Anschluß an die heimische Metzgerei oder doch wenigstens an die Truppe des Herrn Dreher wiederfände. Und —hol' mich der Teufel — in diesem Sommer sah man ihn, wiewohl man hätte besorgen können, daß die lange Entwöhnung ihn zum Schlierseer verdorben habe, auf der Bühne des Deutschen Volkstheaters fleißig wieder haxenschlagen ... Wäre die Sache nicht zu so glattem Ende gediehen, hier hätte jedes Gericht die Haftpflicht des Rezensenten für frivole Gefährdung der wirtschaftlichen Sicherheit des Rezensierten erkennen müssen.

Die Bühnenfremdheit des Feuilletongeistes ließe sich mit hundert Beispielen aus der vordem Theorie gewesenen Praxis belegen. Wenn er nicht geradezu materielle Schädigung erleidet, so hat der Schauspieler von der in jenem Geist geschriebenen Kritik noch nie künstlerische Förderung empfangen. Daß ihre Anregungen auch für die Regie unfruchtbar sind, daß gerade hier der Übergang von einer Betrachtungsweise, die nur die Umrisse sieht, zur bühnenpraktischen Tat zu Katastrophen führen kann, hat die beispiellose Blamage des »Jung—Wien—Theaters zum lieben Augustin« gezeigt, die umso brennender war, weil ein Gewohnheitstadler des Besten, was erfahrene Fachmänner je geboten, es selber hatte besser machen wollen, umso lehrreicher, weil kritischer Hochmut vor dem Durchfalle kam. Aber völlig zur Fremde wird dem Feuilletonisten die Szene, wenn er sie als schaffender Dramatiker zu betreten wagt. Über die Schmach, die deutschem Bühnenwesen Jahr für Jahr von produktiven Journalisten angetan wird, denen der Mißbrauch der Macht das Absatzgebiet erschließt, brauche ich heute nicht eigens Gericht zu halten. Und die Frage, ob hier künstlerische oder ethische Interessen schwerer verletzt werden, wird sich so bald nicht entscheiden lassen.



[Petroleumkartell und Ausgleich]

**O**b es Herrn v. Koerber gelingen wird, wiederzuerlangen, was Badeni beim Ausgleich preisgegeben hat? Das Wichtigste wäre heute, preiszugeben, was Badeni beim Ausgleich errungen hat: als Errungenschaft Österreichs, das damals zu einem Großgalizien umgewandelt werden sollte, ist die Erhöhung des Petroleumzolls den Ungarn teuer bezahlt worden, und noch

teurer haben wir sie seither den Petroleumkartelliten bezahlt. Jetzt ist das Petroleumkartell erneuert worden, und so oft sich die Kartelliten zur Beratung versammelten, ward der Petroleumpreis um eine Krone erhöht. In den Zeitungen hieß es dann jedesmal, es gebe noch Differenzen, die nicht mit einem male auszugleichen seien. Aber es hat sich augenscheinlich bloß um die Differenz zwischen dem früheren und dem künftigen Petroleumpreis gehandelt und lediglich darum, sie nicht mit einem male auszugleichen, sondern — damit die preisverteuernde Wirkung des Kartells nicht allzu krass erscheine — den Petroleumpreis von vierzehn zu vierzehn Tagen hinaufzusetzen. Und bestochene Zeitungen wollen ihre Leser glauben machen, die Erhöhung des Petroleumpreises sei nicht die Wirkung des Kartellabschlusses, sondern vielmehr die Folge von Streitigkeiten zwischen den Kartellmitgliedern. Herr v. Koerber könnte sich ein Verdienst erwerben. Er hat mit »leidenschaftsloser Beharrlichkeit« so viele Schläge von den Ungarn erhalten; möge er sich noch einmal schlagen lassen! Er lasse sich von den Ungarn den Petroleumzoll, den Badeni errang, wieder abtrotzen. Einen schöneren Sieg, als diese Niederlage wäre, hat Österreich bei den Ausgleichsverhandlungen schwerlich zu erhoffen.

+

\* \* \*

[Der Depeschenkaiser]

**D**ie 'Ostdeutsche Rundschau' brachte am 27. August (Erntemond) ein Lobgedicht »an Kaiser Wilhelm den Deutschen«. Es dürfte wohl keinen vollsinnigen Menschen in irgend einem Parteilager geben, der die neueste Leistung des Depeschenkaisers bewundert hat. Von der Wiener liberalen Journalle, die eine zufällig gegen die Klerikalen gerichtete »Initiative« preist, spreche ich nicht; die *unbezahlte* Rückantwort, die aus allen Kreisen des deutschen Volkes eingetroffen ist, gibt von dem panikartigen Entsetzen Kunde, welches das Bayerntelegramm geweckt hat. Wilhelm der Plötzliche ist öfter schon mit der Tür ins hohe Haus gefallen, aber bisher stets nur in das seines eigenen Landes oder Reiches. Der Einfall in bayrisches Gebiet und der noch schlechtere Einfall der Veröffentlichung des Depeschenwechsels hat auch die abgehärtetsten Gemüter überrumpelt. In Deutschland aber haben selbst Todfeinde des Zentrums die Streichung der 100.000 Mark für ministerielle Kunstzwecke nicht als Demonstration kulturfeindlichen Geistes auszulegen gewagt, sondern als parlamentarisches Kampfmittel verstanden. Anders der Sänger jener 'Ostdeutschen Rundschau', die in Österreich von parteiwegen die Budgetverweigerung empfiehlt und unerschrocken für die Obstruktion von Staatsnotwendigkeiten eintritt. »Es fiel die Maske jäh herab«, ruft der mit dem König von Preußen gehende Dichter: die bayrischen Zentrumsleute haben nicht bloß getan, was auch Fraktionen, die nicht die Macht haben, für ihr Recht halten und was in anderen Parlamenten öfter durch Stimme als durch Stimmen versucht wird; sie haben gegen die Kunst demonstriert, der erst der Erbauer der Berliner Puppenallee zuhilfe eilte.

»Heil d'rum dir, Hohenzollernsproß! —  
Das war ein Schuß in's Schwarze! —  
Das war ein *Schnitt* gleich Atropos —  
Der nimmermüden Parze!«

»Schnitt« ist hier natürlich nicht, wie Leser des finanziellen Teiles der 'Ostdeutschen Rundschau' wähnen könnten, im vulgären Sinne zu verstehen. Aber vollkommen unzweideutig ist der Sinn der Verse:

»Ich wollt', es säß in jedem Land —  
Solch Kaiser auf dem Throne, —  
Du trägst mit Tatkraft und Verstand —  
Die 'Gottes—Gnaden—Krone'!« ...

Mir ist es einfach unerfindlich, warum diese Leute immer über die Grenze schielen. Summen, wie sie bei uns das Zuckerkartell zahlt, sind in Deutschland nicht zu haben!

\* \* \*

[Der Fall Löhning und der Fall Scheimpflug]

**D**ie Empörung unserer freisinnigen Presse über den »Fall Löhning« dauert fort. Sorgsam wacht sie darüber, daß in Deutschland niemandem ein Unrecht widerfahre, und unermüdlich bekämpft sie die Übelstände jenseits von Bodenbach. Wir hatten den »Fall Scheimpflug<sup>1</sup>«, der sich hundertmal aufreizender gestaltete, weil hier nicht ein »Standesvorurteil«, sondern die Unterdrückung wissenschaftlicher Meinungsfreiheit im Spiele war. Kein liberaler Hahn hat nach dem österreichischen Sektionsrat gekräht, der doch auf ungleich listigere Art als Herr Löhning in die Pension gelockt wurde.

\* \* \*

[»S. Altenberg«]

**D**en Mangel eines Gesetzes gegen den unlauteren Wettbewerb haben wir in Österreich immer wieder zu beklagen; immer wieder erweist sich die in Spezialgesetzen versuchte Differenzierung von Rechtswidrigkeiten — das Korrelat zunehmender Differenzierung der Rechtsverhältnisse — als unzulänglich, und das verletzte ethische Gefühl verlangt vergebens ein Gesetz, das einem ethischen Rechtsbegriff die Kraft, sich durchzusetzen, die Strafsanktion auch dort liehe, wo der Verletzer der Voraussicht des strafbare Tatbestände unterscheidenden Spezialgesetzgebers spottet. Vor und nach dem Tode des Moriz Szeps muß es als glücklicher Zufall gepriesen werden, daß man zur Abfassung eines Urheberrechtsgesetzes just zu der Zeit schritt, als der Steyermühl neben den Abonnentenlisten auch Titel und Format des ihr von dem Mann aus Busk verkauften Blattes entwendet waren; aber nicht vorausgesehen, bloß nachträglich — durch den § 22 U.—G. — als Rechtsbruch eigener Art formuliert hat der Gesetzgeber die einzelne Probe der Galizianerschlaueheit, und hundertmal hat die Erfindungsreiche seither, neue Formen des literarischen Betrugs schaffend, den Glauben an die Möglichkeit eines jeden Eingriff abwehrenden Urheberrechts enttäuscht. Als ein Beweis dafür, wie nahe die betrügerische Absicht das Gesetz streifen kann, ohne sich in ihm zu verstricken, soll hier der Fall unlauteren Wettbewerbs, dessen Opfer jüngst *Peter Altenberg* ward, erzählt werden. Unter dem Namen dieses Dichters, fast des einzigen in Österreich, aus dessen Werken — allen Philistern der Form und des Gedankens zum Trotz sei's hier ausgesprochen — der Strom moderner künstlerischer Seelenerkenntnis Zuflüsse erhalten hat, ist neulich ein Machwerk, betitelt »Aus Liebe«, bei E. Pierson in Dresden erschienen. Der Verfasser ist in Wien zu finden, d. h. er verbirgt sich in Wien, und die Zusammenstellung des Namens Altenberg und des Wohnortes Wien muß um so gewisser bei dem Käufer die Täuschung hervorrufen, daß er ein neues Werk des Verfassers von »Wie ich es sehe« und »Was der Tag mir zuträgt« erwerbe. Der Verlag E. Pierson in Dresden war bisher bloß dafür bekannt, daß er litera-

1 s. Hefte 61, 65, 93 & 98

rische Erzeugnisse, unbekümmert um ihren Wert, gegen die Vorausbezahlung hoher Druckkosten veröffentlichte. Aber wenn bei dem Novellenband »Aus Liebe« die Unkosten gedeckt waren, mochte der Verlag wohl die Akquirierung eines berühmten Schriftstellernamens als besonders verheißungsvoll, als die Aussicht auf eine ausnahmsweise nicht von dem Verfasser, sondern von den Lesern zu erlangende Einnahme begrüßen, und es verschlug wenig, daß nicht der berechnete Träger des Namens ihn beistellte. Nur einer kleinen Vorsicht bedurfte es. Peter Altenberg genießt als österreichischer Staatsbürger, wiewohl seine Bücher im Ausland erschienen sind, den Schutz des österreichischen Urheberrechtsgesetzes (nach dessen § 1), und dieses Gesetz kennt, auch wo kein eigentliches Urheberrecht verletzt, kein literarisches Erzeugnis widerrechtlich veröffentlicht, vervielfältigt, vertrieben oder übersetzt wurde, einen Namensschutz. § 53 lautet:

*»Wer in der Absicht, zu täuschen, ein fremdes Werk mit seinem eigenen Namen oder ein eigenes Werk mit dem Namen eines anderen versieht, um dasselbe in Verkauf zu setzen, oder wer wesentlich ein solches Werk in Verkehr setzt, macht sich, auch wenn kein Eingriff in ein Urheberrecht vorliegt, eines Vergehens schuldig, insofern nicht strengere Bestimmungen des, Strafgesetzes eingreifen ... Die Strafe des Vergehens ist 100 fl. bis 2000 fl. an Geld oder Arrest von einem bis zu sechs Monaten.«*

Der Verfasser von »Aus Liebe« und der Verleger mußten darauf sinnen, wie diesem Paragraphen auszuweichen sei, und sie haben ein Mittel von verblüffender Einfachheit gefunden. »Peter Altenberg« durfte nicht auf dem Titel des bei Pierson erscheinenden Werkes stehen. Aber für die Täuschung bedurfte es des Vornamens nicht. »Aus Liebe« stammt von »S. Altenberg«. Also überhaupt kein Vorname! Ein anderer als »Peter« hätte dem Käufer auffallen können; aber ein bloßer Anfangsbuchstabe wird nicht beachtet, und sogar Buchhändler haben nachweisbar S. Altenberg und Peter Altenberg verwechselt.

Ja, wer weiß denn aber, ließe sich einwenden, ob der Verfasser von »Aus Liebe« nicht wirklich Altenberg heißt? Warum sollte der Name nicht zweimal und, so gut wie bei einem Träger literarische Fähigkeit, nicht beim andern literarische Neigung vorkommen? Nein, die wohlinformierte 'Wiener Morgenzeitung' (vormals 'Wiener Tagblatt') hat uns versichert, S. Altenberg sei das Pseudonym einer »Wiener Dame«, und es hat natürlich — wie könnte es anders sein? wird, auch wer den Rechts— und Sittennachfolgern des Moriz Szeps jede Unanständigkeit zutraut, ausrufen — mit aller Schärfe den literarischen Betrug gebrandmarkt. Nur unbesorgt: Die Wiener Presse ist immer noch schlechter als ihr Ruf; an die Mitteilung, daß eine Betrügerin den bekannten Namen eines Dichters usurpiert habe, knüpft die 'Wiener Morgenzeitung' nichts als warmes Lob des »Geists« und der »Menschenkenntnis« der »begabten Schriftstellerin<sup>1</sup>« und die Beteuerung: »Nicht viele Schriftsteller und Schriftstellerinnen haben so glücklich debütiert wie S. Altenberg«. Allerdings, und sicherlich werden nicht viele mehr so glücklich debütieren. Denn die Lust, sich durch noch so vorsichtig nuancierte fremde Namen einen materiellen Erfolg zu verschaffen, den dann noch die freiwillige oder käufliche Gemeinheit der Kritiker zu einem literarischen umzufälschen versuchen mag,

---

1 Die 'Deutsche Zeitung' (12. August) spricht von einem »reizend ausgestatteten Büchlein«, von »kleinen Juwelen modernster Novellistik« — man denkt unwillkürlich an den bedenklchen Ankauf von Juwelen — und verschwendet zum Lobe des Werkchens ihr bestes Deutsch: »es durchzulesen ist ein Genuß für Feinschmecker und wird jedenfalls die Anerkennung der Kritiker und den Beifall des Publikums finden«. Anm. d. Herausgebers. [KK]

wird bald auch in Österreich ein Gesetz über den unlauteren Wettbewerb erstickten.

+

\* \* \*

[Eine Ansichtskarte]

**O**b man ein Anhänger oder Gegner der Todesstrafe ist, ob man die Justifizierung des Mörders als einen Mord des Staates verdammt oder, die Vernichtung des Schädling heischend, bloß an die Stelle der heute noch üblichen quälenden Prozedur die Tötung des Unvorbereiteten, also die Methode des staatlichen Meuchelmords setzen möchte, ob man das Hängen dem Köpfen oder das Köpfen dem Hängen vorzieht, ob man endlich die Hinrichtung als Erfüllung des Sühnezwecks billigt oder sie verwirft, weil sie die abschreckende Wirkung verfehle, — in einem Punkt sind alle einig: daß die Zulassung einer protegierten Gaffermenge zum Strafvollzug eine der unbegreiflichsten Scheußlichkeiten ist. Die Schaustellung des Delinquenten ist moralisch kaum höher zu werten als die illustrierende Beschreibung, die das Wiener Mörderorgan von jeder Nervenzuckung des von Todesangst Gefolterten und von jeder Muskelbewegung des am Galgen Hängenden veröffentlicht. Ob bloß der Zeichner des 'Extrablatt' Zutritt hat oder auch wer sich bloß als Amateurphotographen ausweisen kann, ist unbekannt. Ansichtskarten von jenen »letzten Minuten«, die uns neulich wieder einmal nicht erspart geblieben sind, existieren vorläufig noch nicht. Dafür aber ist das Raritätenkabinett der Wiener Kultur um ein anderes nicht minder erfreuliches Dokument bereichert worden: eine Ansichtskarte, die den Scharfrichter Lang<sup>1</sup> und seine Gehilfen nach getaner Arbeit beim Frühstück in einem Café nahe dem Landesgericht zeigt. Herr Lang trägt den von der Wiener Presse aller Richtungen als »tadellos« anerkannten Salonanzug und den als »glänzend« befundenen Zylinder. Im Hintergrund sind Gäste und das Caféhauspersonal malerisch gruppiert, unten sind die schlichten Worte »11. August 1902« angebracht. Wie man mir mitteilt, macht der Cafétier, der den historischen Moment verewigen ließ, mit der Ansichtskarte ein gutes Geschäft. Besonders Bevorzugte, so schreibt mein Gewährsmann, erhalten zu angemessenem Preise auch einige Zentimeter Rebschnur, natürlich vom »Originalstrick«. Seitdem bekannt wurde, wo dieser Fetisch zu haben ist, gedeiht auch der Handel mit dem letzten Argumente irdischer Gerechtigkeit ... Fast gleichzeitig mit jener Hinrichtung ist in Wien ein Mord verübt worden.

\* \* \*

[Geständige Holzdiebe]

**D**ie auf den Gütern des Erzherzogs Franz Ferdinand beschäftigten Personen, die des Holzdiebstahls angeklagt waren, verantworteten sich damit, daß der Taglohn zum Lebensunterhalt nicht ausreiche, da er nicht höher als 18 bis 20 Heller sei. Diese unwahre Angabe wurde von einem Revierförster als Zeugen sogleich richtiggestellt, der unter Eid angab, daß der Taglohn 30 Heller betrage.

---

1 s. a. Heft 501 bzw. 508 und »Die letzten Tage der Menschheit« III. Akt 9. Szene und IV. Akt 29. Szene (betr. Die Hinrichtung Battistis durch Scharfrichter Lang)



[Ein Nachspiel zur Königskrönung]

In der Neuen Freien Presse' war zu lesen:

»London, 12. August. Der Herzog von Norfolk, *Lord James Rothschild* und Sir Francis Laking wurden gestern mit dem Großkreuze des Victoria—Ordens, *Alfred* und *Leopold de Rothschild* mit dem Komturkreuz desselben Ordens investiert. Die Zeremonie der Investitur fand unter Anwesenheit der indischen Fürsten und des gesamten Hofstaates in Gala in glanzvoller Weise statt. *Es war fast ein Nachspiel zur Krönungsfeier.*«

Der letzte Satz ist nicht, wie man meinen könnte, eine bloße Schmockwendung. Er enthält die letzte Wahrheit über die Versippung zwischen Geschlechts— und Geldadel. In Schönbrunn war's neulich noch mehr als ein »Nachspiel«. Ein junger Rothschild spielte mit und durfte — freilich als »gelbe Garde« — zwischen den Liechtensteins und Montenuovos auf dem Theaterzettel stehen. Und wenn man diesen und jenen Krösus in der Freudenau Cercle halten sieht, dann mag man über die Devotion seiner Umgebung, der jeweilig diensthabenden Aristokraten staunen. Daß der zum König avancierte Kumpan des Türkenhirsch die Sache offen betreibt, ist gewiß weit weniger zu tadeln. Schlimmer als die Vermischung blauen Blutes mit dem andersgefärbten und die Gunstbuhlerei um einen Geldsack ist die Unaufrichtigkeit, die sich zuerst hinter dem Rücken zärtlich zu schaffen macht und dann hinter dem Rücken über den »Juden« schimpft. Von solcher Gesinnung ist einer jener kulturhistorisch merkwürdigen Hofdamenbriefe aus den Vierziger Jahren erfüllt, die seinerzeit in der 'Wage' erschienen sind. Schweren Herzens hat ihn — als einstiger Mitarbeiter erinnere ich mich der Verlegenheit — Herr Rudolph Lothar dem Druck überliefert. Denn er lautet wörtlich:

» — — — Soeben übergibt Louis Beiliegendes, nachdem mein Brief schon fort war; verzeihe ich lasse diesen nun noch folgen und bitte Dich nochmals, sogleich wegen der Wohnung zu antworten; es hat Eile. — — Dalbergs sollen hierher kommen hörte ich in Francfort. Die Gegenwart *Metternichs* im Rheingau setzt alles in Bewegung. Als wir in Francfort waren, kam der Fürst, die Fürstin mit 10 Personen zum Juden *Rothschild* zum Diner in seinem Garten — *das war ein Lärmen* — von da fuhren sie wieder zurück — man machte sich nicht wenig lustig darüber, daß der erste Minister Europas ein Juden Diner annahm — Rothschild ist nota bene ein ganz gemeiner Jude a peu pres wie Felklein, allein er hat alle Monarchen bestohlen, da muß man schon Complimente machen — genug gespottet wurde darüber von groß und klein — Guttenhoven war auch bei dem Diner! — Wo könnte Eines bestehen ohne ihn! — — Er sagte es uns in großem Eifer — . Adieu mein bester Wilhelm! — — «

Möglich ist es übrigens immerhin, daß die empörte Schreiberin an dem Diner wirklich nicht teilgenommen hätte, wenn sie geladen worden wäre. Ge-



weiß gibt es noch einen Adel, dessen Traditionsgefühl vor der Berührung mit einer auf Prozenten erbauten Kultur zurückscheut. Aber im allgemeinen wird die Ausrückung von indischen Fürsten und die Entfaltung höfischen Gepräuges bei der Dekorierung eines Bankiers, wird die Verleihung eines Großkreuzes an Herrn J. Rothschild nicht mehr als schmerzliche Dissonanz empfunden. Das goldene Vließ kann auch vom goldenen Kalb bezogen werden ...

\* \* \*

## Eine Beschwerde

Ischl, 29. August.

Seit etwa fünf Wochen redigiere ich jetzt aus diesem lieblichen Alpengetto die 'Fackel', allwo sich mir wie an keinem andern Orte die Möglichkeit bietet, das Angenehme und das Berufliche zu verbinden: Erholung an der Natur und Anregung an den Menschen. Denn die Natur hat sich bis auf kleine Veränderungen, die ich schon vor Jahren konstatierte — ich hört' ein Bächlein mauscheln und das Echo antwortet mit einer Frage —, durch die Menschen nicht bange machen lassen, und die Menschen sind trotz den anfeuernden Zurufen des Herrn Dr. Herzl auf der Esplanade sesshaft und sorgen dafür, daß der durch ästhetische Eindrücke beeinflussbare Gesellschaftskritiker — ich bekenne mich solcher Voreingenommenheit schuldig — nie den Zusammenhang mit seinem Stoffgebiet verliere. Aber wenn ich selbst im Anschau des herrlichen Wolfgangsees und seiner Badegäste die Korruption vergäße, eines müßte mich an sie erinnern: ich bin fünf Wochen in Ischl und habe noch keine Kurtaxe gezahlt. Diesen Zwiespalt der Natur, unter dem ich wie unter dem schmerzlichen Kontrast zwischen Rettenbachwildnis und Fruchtbörse leide, bitte ich die Gemeindevorstellung Ischl mir zu erklären. Der § 36 der mit hohem k. k. Statthaltereie—Erlasse vom 24. Januar 1899, Z. 1122/11 und 10. April 1902, Z. 7438/11 genehmigten Kur—Ordnung für den Kurort Ischl lautet: »Von der Kur—, resp. Wochentaxe sind frei: 1) K. u. k. Offiziere des Aktiv— und Pensionsstandes vom Hauptmanne einschließlich abwärts; 2) Hof— und Staatsbeamte der Monarchie, ebenso von der 9. bis einschließlich 11. Diätenklasse; 3) Doktoren der Medizin und Wundärzte; 4) Kooperatoren und Hilfspriester; 5) Volksschullehrer; 6) Gattinnen und minderjährige Kinder der unter 1, 2, 3 und 5 bezeichnetem Personen. Eine Befreiung von der Musiktaxe besteht nicht. Die Nachsicht der Kur— und Musiktaxe wird nur auf Grund eines legalen Armutszuzeugnisses gewährt.« Ich bin nun weder Offizier vom Hauptmann einschließlich abwärts noch Hof— oder Staatsbeamter, weder Arzt noch Kooperator oder Hilfspriester, weder Volksschullehrer noch Gattin oder minderjähriges Kind, und ein Armutszuzeugnis habe ich, wiewohl die Kurtaxe hoch und die Herausgabe eines mit der Feder geschriebenen Blattes ein berücksichtigenswerter Umstand ist, meines Wissens nicht eingebracht. Aber da wären wir ja bei dem springenden Punkt. Ich bin Schriftsteller, habe diese Beschäftigung auf dem Meldezettel angegeben und — ward Kurgast mit Nachsicht der Taxe. Ich erkundigte mich bei dem Vermieter; dem Überbringer der Fremdenanzeige war, so erfuhr ich, auf dem Gemeindeamt sogleich eröff-

net worden, daß Schriftsteller und Journalisten »nichts zu zahlen brauchen«. Solche Auskunft reizt erst recht meine Neugierde. Ja, *warum* brauchen Schriftsteller und Journalisten nichts zu zahlen, während doch Seifensieder und Kerzenerzeuger zahlen müssen? Besteht die Furcht, daß jene, wenn man ihnen nichts schenkte, dem Kurort durch üble Nachrede schaden könnten? Erträgt die Gemeinde den jährlichen Ausfall von mehreren tausend Gulden — denn auch die Familien der hundert Redaktionsschmarotzer, die allsommerlich auf der Esplanade pokern, zahlen keine Kurtaxe —, weil sie dadurch einem größeren Schaden vorzubeugen glaubt? Solche Besorgnis und solches Martyrium sind überflüssig. Die Kurverwaltung müßte nur jeden Halunken, der sich für die Auferlegung der Taxe durch einen »Ischler Brief« rächt, mir zur weiteren Amtshandlung übergeben, der schon manchem Bedränger öffentlicher Institute den Revolver aus der Hand geschlagen hat. Daß die Erlassung der Kurtaxe bei Journalisten eine Bestechung ist, geht schon daraus hervor, daß von ihr in dem § 36 der Kurordnung mit keinem Wort die Rede ist. Offiziere, Beamte, Ärzte, Priester und Lehrer sind von der Taxe offiziell befreit; Zeitungsleuten wird sie geschenkt. Aber Zeitungsleute beziehen selbst die Musik gratis, für die Offiziere, Beamte, Ärzte, Priester und Lehrer zahlen müssen. »Die Nachsicht der Kur— und Musiktaxe«, heißt es ausdrücklich, »wird nur auf Grund eines legalen Armutszeugnisses gewährt.« Will die Kurkommission behaupten, daß die Tätigkeit bei einer Wiener Zeitung ein Armutszeugnis ist? Diese Annahme wäre ja auch in materiellem Sinne nicht unzulässig, wenn man in Betracht zieht, daß die Habsucht der Herausgeber den Kuli auf tägliche Spenden aus dem Publikum anweist. Aber eine arme Kurverwaltung, die so manche Ausgestaltung noch ihren zahlenden Gästen schuldet, darf sich nicht auf den Standpunkt von großen Banken und Theaterunternehmungen stellen. Für die Summen, die in den letzten Jahren an die das Salzkammergut überschwemmenden Journalistenfamilien durch Nachsicht der Taxen und Gewährung von Gratisbädern verschwendet wurden, hätte sich das schöne Ischl längst jene Errungenschaften zu eigen machen können, die man in einem großen Kurort nicht missen sollte. Schlimmstenfalls wäre die Esplanade um ein paar unangenehme Leute ärmer. Die Besorgnis, daß sie schaden könnten, ist töricht. Daß sie noch nie genützt haben, daß seit Jahren nicht die kleinste Notiz von der Entwicklung des Ortes Kunde gibt, ist der Kurverwaltung bekannt. *Müssen* denn Parasiten gezüchtet sein? Muß der bloße Wille, einer zu werden, schon als Legitimation für jegliche Begünstigung geachtet werden? Wäre die Erlassung der Kurtaxe Äquivalent für eine *Leistung*, so würde die Annahme solcher Bezahlung den Ritter vom Geiste verächtlich machen. So aber ist sie gar Äquivalent für eine *Unterlassung* ... »Was ist denn dabei? Das ist ja gang und gäbe«, sagen sie achselzuckend und fühlen nicht, daß sie bestochen werden, wissen nicht, daß sie mit dem gleichen Recht in Sommerfrischen, wo keine Bäder und keine Musik gibt, den entsprechenden Geldbetrag in Barem von der Gemeinde abverlangen könnten. »Was ist denn dabei?« Wenn aber die Ischler Kurverwaltung den Mut hätte, sie offiziell in die Liste der begünstigten Personen zu setzen, ginge über solche Be-

leidigung des Standes ein Zetermordio los ... Ich weiß nicht, wofür die Ischler Gemeinde mich hält, da sie mich fünf Wochen schon so taktvoll ignoriert. Ich bin nicht Berufsgenosse des Herrn Buchbinder und bitte darum einkassieren zu lassen. Sonst führe ich Exekution auf den Zahlungsauftrag und klage wegen Ehrenbeleidigung!

---

## ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Inserierende Ärzte]

Arzt. »Seit Jahr und Tag«, so schreiben Sie, »bekämpfen die Ärztekammern die inserierenden Ärzte, und dennoch wimmelt's in der 'Neuen Freien Presse' und im 'Neuen Wiener Tagblatt' nach wie vor an Sonn- und Feiertagen von ärztlichen Inseraten; es scheint, daß die Machtmittel der Ärztekammern zur Ausrottung des Übels nicht hinreichen. Aber warum wenden sich die Kammern nicht einmal auch an die Redaktionen? Ist denn der Versuch ganz aussichtslos, die Zeitungen zu bestimmen, daß sie zu einer hundertmal gebrandmarkten Unanständigkeit nicht länger ihre Mithilfe leihen und die von den ärztlichen Standesgerichten verpönten Inserate ablehnen?« Gewiß wäre ein solcher Versuch nicht nur aussichtslos, sondern bis zur Lächerlichkeit naiv! Den Zeitungen zumuten, daß sie auf irgend einem Gebiete des Inseratenwesens das Prinzip der Anständigkeit anerkennen sollten, heißt von ihnen die Verleugnung ihres heiligsten Geschäftsprinzips fordern. Man taste alle die berühmten höchsten Güter der Nation an: das Weltblatt in der Fichtegasse und die Steyrermühl sind so reich, daß ihnen die höchsten Güter gestohlen werden können. Aber an der ewigen Wahrheit lassen sie nicht rütteln, daß man düngen muß, um zu ernten, und wenn der Ernteerlös in der Kasse liegt, merkt's niemand dem Geld an, daß der Dünger gestunken hat.

[Unsere Satiriker]

*Leser der 'Zeit'*. Der neuengagierte Satiriker hatte Ihnen (in Nr. 409 der 'Zeit') versichert, der Koerber'sche Erlaß über die Bekämpfung der Tuberkulose sei ein »Feuilleton« und derlei ministerielle Stilleistungen seien recht bedenklich, weil ihre Urheber, des stilistischen Ruhmes froh, auf weitere Taten verzichteten. Und als Sie in der folgenden Nummer der 'Zeit' (410) einen Artikel über »Die staatlichen Maßregeln gegen die Tuberkulose in Österreich« fanden, wußten Sie sogleich: da würde ernsthaft auseinandergesetzt werden, daß man bisher nichts Rechtes gegen die Tuberkulose getan habe und daß der ministerielle Erlaß nur das Programm fernerer Untätigkeit bedeute. Aber, siehe da, nach einer Woche las man's anders. »Mit diesem Schritte« (dem Tuberkulose—Erlaß) »ist Österreich« — so versicherte Hofrat Weichselbaum — »in die Reihe jener Staaten eingetreten, in welchen man nicht nur zur richtigen Erkenntnis der außerordentlichen Bedeutung der Tuberkulose für das öffentliche und private Wohl gelangt ist, sondern sich auch zu KRÄFTIGEN ABWEHRMASSREGELN aufgerafft hat.« Wundert es Sie, daß die Redaktion einen Mitarbeiter durch den anderen so gründlich desavouieren läßt? Das ist die geistige Uniform der Zeitungen: zweierlei Überzeugung. Die Leute können so und immer auch anders. Aber wenn man ihnen den Gesinnungswechsel vorwirft, wird Protest erhoben: Das erste Mal galt's nicht, Satire und Kritik sind getrennte Ressorts, und die Buntheit des Inhalts, die der Leser von seinem Blatte fordert, verträgt nicht die Monotonie einer in Scherz und Ernst stets gleich bleibenden Überzeugung. Daß die Satire bloß äußere Form ist und daß

kein Scherz mehr Wert hat als der Ernst, der seinen Inhalt bildet, werden die Wiener Zeitungsschmöcke nie begreifen. Unentwegt verlangen sie für ein armseliges Gewitzel eine »Freiheit der Satire«, die lediglich in der Ungebundenheit des Satirikers an Einsichten und Ansichten besteht. Und dann will man so etwas wie Individualität für eine Zeitung reklamieren, in der jeder Mitarbeiter, unbekümmert um die anderen, sein Sprüchlein hersagt und in der das Amt des Satirikers kein anderes ist, als etwas Salz — und meist dumpf gewordenes — in den von vielen Köchen verdorbenen Meinungsbrei zu tun.

[Ein Teppichgelehrter]

*Orientalist.* Wer Herr Dr. Rudolf Beer ist, der in der 'Neuen Freien Presse' schon häufig und jüngst wieder in einem Artikel über »Die Miniaturenausstellung in der Hofbibliothek« erwähnt wurde? Bibliothekenkenner teilen mir mit, Herr Dr. Rudolf Beer sei Leiter des Preßbüros der Hofbibliothek. Dieses Institut habe seit etwa zwei Jahren einen trefflich funktionierenden Reklamedienst eingerichtet, und Herrn Dr. Beer sei es vor allem zu danken, daß die Verdienste des Bibliotheksdirektors, des berühmten Orientalisten Karabacek, jedesmal rechtzeitig in der ganzen Innern Stadt bekannt werden. »Interessant ist«, so belehrt uns diesmal die 'Neue Freie Presse', was Dr. Beer von einer Entdeckung erzählt, die Hofrat Karabacek auf einer dieser Illustrationen gemacht hat. Karabacek hat nämlich auf der Bordüre eines Teppichs das Vorhandensein arabischer Schriftzeichen konstatiert; noch interessanter ist die Entdeckung, welche der Gelehrte« ... Ja, aber hier müssen wir der 'Neuen Freien Presse' ins Wort fallen. Noch interessanter ist die Entdeckung, welche der Gelehrte — so wäre fortzusetzen — gelegentlich der Wiener Teppichausstellung vor Jahr und Tag gemacht hat: Damals hat Herr Karabacek den ältesten persischen Teppich entdeckt. Es war ein unscheinbarer kleiner Gebetsteppich. Der Antiquitätenhändler Graf hatte ihn ausgestellt. Und neben dem Teppich lag ein Schriftchen von Karabacek. Da wurde nachgewiesen, daß Graf's Sedjendjerdteppich aus dem 14. Jahrhundert stamme. Dem Antiquitätenhändler wurden für das kostbare, von dem Gelehrten geprüfte Stück sechzigtausend Gulden geboten. Er verlangte hunderttausend. Und er hätte sie vielleicht bekommen, wenn damals nicht gerade Herr Dr. Troll, Beamter des ausstellenden Museums, aus Asien zurückgekehrt wäre und — einen ganz gleichen Teppich aus Sedjendjerd sowie die Nachricht mitgebracht hätte, der Knüpfer dieser Teppiche sei keineswegs schon im 14. Jahrhundert ins Paradies übersiedelt, sondern lebe und erfreue sich des besten Wohlseins. Aus dem Verkauf des Graf'schen Teppichs wurde nichts, aus Herrn Karabacek aber der größte Orientalist Österreichs und der Entdecker arabischer Schriftzeichen auf Teppich—Bordüren.

[Noch einmal der Diätenstreit]

*Politiker.* Ich habe nicht die Höhe der Diäten, die Herr Dr. Geßmann bezog, sondern die mir verfehlt scheinende Taktik der Verteidigung beanstandet. Wenn, wie Sie mir mitteilen, später festgestellt wurde, daß von den »3900 Kronen« 2600 Reisespesen sind und die Diäten in Wirklichkeit nur 1312 Kronen betragen, wobei sogar noch eine Post von 112 Kronen aus dem Vorjahr eingerechnet sein soll — umso besser. Daß dergleichen Läpperei nicht in Ruhe ausgesprochen werden kann, ist für unsern Parlamentarismus bezeichnend. Das bißchen Sachlichkeit, das in Lärmen und Zwischenruferschimpfe untergeht, ist in den gehudelten Verhandlungsberichten der Tagespresse nicht mehr kenntlich, und es aus dem stenographischen Protokoll hervorzuklauben, kann sich selten einer Zeit und Mühe nehmen.

*Chemiker.* Sie werfen mir vor, daß ich aus dem Lehrbuch der Neuen Freien Chemie einen der wichtigsten Fälle nicht vorgetragen habe. Das interessante Kapitel »Brot aus Luft«, das schon vor längerer Zeit zu erörtern gewesen wäre, das aber den Reiz neuer Erkenntnisse auch heute noch nicht verloren hat, bringt die verheißungsvolle Botschaft, die Idee sozialer Volksbeglückung, durch die Erzeugung von Brot aus Luft die soziale Frage zu lösen, sei um einen bedeutenden Schritt weitergekommen. Es sei in letzter Zeit gelungen, Stickstoff aus der Luft zu gewinnen, seit man die Beobachtung gemacht habe, daß sich bei elektrischen Entladungen der Stickstoff in der Form eines ROTEN GASES (hört! hört!) um den Funken sammelt. Nun habe sich in der Nähe des Niagarafalles ein Konsortium gebildet, das durch hochgespannte Ströme STICKSTOFF ERZEUGT, der in einem eigens hierzu erbauten Turme aufgefangen wird. Schon vor längerer Zeit sei es gelungen, indem man den so gewonnenen Stickstoff durch Pottasche leitete, Salpetersäure zu erzeugen. (Erfinder wird beglückwünscht). Durch einen ganz ähnlichen Vorgang habe man aus diesem Gas jetzt Stärke erzeugt. (Bravo!) ... Sie meinen, plötzlich ernst werdend, es handle sich um eine Blamage der 'Neuen Freien Presse', die bis jetzt unerreicht dastehe. »Es ist zu langweilig«, schreiben Sie, »die Ignoranz, die aus jeder Zeile spricht, im einzelnen nachzuweisen. Aber eine Lehre möchte ich daraus doch für unsere Unterrichtsbehörden ableiten. Man lasse in der III. Gymnasialklasse ein wenig organische Chemie vortragen. Auf diese Weise würde wenigstens ein Teil unserer Journalisten wissen, daß die chemische Erzeugung der Stärke, die aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff (nach der Formel  $C_6 H_{10} O_5$ ) besteht, nie und nimmer gelingen kann. Wenn man ERST IN SEPTIMA diese Dinge lehrt, dann freilich kann man ihre Kenntnis nicht verlangen!« ... Und nun kommen wir zu dem Kapitel »Die Entwicklung unserer künstlichen Beleuchtung« (»Fachblatt« vom 19. August). Hier nennt ein Herr Emil Hoffmann, nachdem er sich über die anderen Leuchtgase geäußert, das Azetylen »ein äußerst KOHLENSTOFFFREIES Gas«. Nach der veralteten Auffassung gehörte das Azetylen ( $C_2H_2$ ) mit zu den kohlenstoffreichsten Verbindungen — wenigstens der alephatischen Reihe —, die wir kannten; die beiden »C« waren durch je drei Valenzen aneinander gebunden. Es besaß die Fähigkeit, 4 Atome H zu addieren. War viel kohlenstoffreicher als das Leuchtgas, das 40% Methan ( $C H_4$ ) enthielt ... Aber das gilt jetzt alles nicht mehr. Es wäre nur zu wünschen, daß Herr v. Hartel, um mit dem heute herrschenden Chaos von veralteten und neuen Lehrmeinungen aufzuräumen, das Lehrbuch der Neuen Freien Chemie obligatorisch an Mittel— und Hochschulen einführt.

[Die »Fachblätter«]

*Ingenieur.* Man darf nicht vollständig sein. Und daß der Verfasser eines Artikels in der 'Neuen Freien Presse' (12. August) über »Die technischen Fortschritte der Eisenindustrie« falsche Zahlen angibt und Begriffe verwechselt, braucht nicht gerügt und nicht eigens gesagt zu werden. Unter »Fachblättern« versteht man in der Fichtegasse Blätter, in denen »vom Fach« die Rede ist; nur sind eben die Redner nicht vom Fach, und das macht den Unterschied zwischen einer technischen Zeitung und dem technischen Teil einer Tageszeitung aus. Auch Herrn Wilhelm Exners, des Mitarbeiters der 'Neuen Freien Presse' jeweils letzte Blamage kann die 'Fackel' nicht zitieren; sie liefe sonst Gefahr, zu den Sitten der liberalen Presse herabzusinken, die Herrn Exner bei jeder Gelegenheit nennt. Und daß der Mann nicht weiß, wozu eigentlich Generatoren dienen, und daß er von einem »1200pferdigen Hochofen« spricht, ist bei weitem nicht das Ärgste. Er selbst hat übrigens neulich zu dem portrai-

tierenden Herrn vom 'Neuen Wiener Journal' gesagt, das schlimmste Übel bei uns sei die Unzulänglichkeit der technischen Unterrichtsanstalten. Hätten wir zulängliche, so würde Herr Exner wohl, was ihm fehlt, nachholen. Allerdings scheint er nicht den richtigen Weg einschlagen zu wollen; denn er deutete dem Interviewer an, daß er nicht Schüler, sondern Unterrichtsminister zu werden beabsichtigt. Indessen, man kann es auch als Unterrichtsminister in den technischen Wissenschaften zu etwas bringen. Ist doch Herr v. Hartel Dr. —Ing. geworden.

[Eine Schule für Musikkritiker]

*Musiker.* In Boston ist eine Schule für Musikkritiker errichtet worden. Man hat nämlich, so meldet die 'Wiener Morgenzeitung', im dortigen Konservatorium »eine Klasse für junge Leute eröffnet, die sich dem musikalischen Journalismus, der Kritik und der Literatur dieser Kunst widmen wollen«. Und setzt hinzu: »Hoffentlich macht diese Schule nicht Schule in deutschen Landen!« Denn dann würde Herr Reinhardt, der Musikkritiker der 'Wiener Morgenzeitung' und Komponist des »Süßen Mädels«, bei der ersten Prüfung durchfallen.

[Die Mission des Herrn Eisner v. Eisenhof in Konstantinopel]

*Parvenu.* Herr Angelo Eisner v. Eisenhof ist 364 Tage im Jahre bloß u. a. anwesend. Aber am 18. August ist er die wichtigste Person. Da singt er morgens die Volkshymne, regt mittags die Absendung eines Huldigungstelegrammes an den Kaiser an, und — wartet bis in die Nacht hinein auf die kaiserliche Antwort. Aber niemals kommt sie. Die Verbindung zwischen dem Kaiser und Herrn Angelo Eisner von Eisenhof ist immer zufällig gestört. Und bisweilen sind es seltsame Verwicklungen, die an der Störung Schuld tragen. Vor einiger Zeit weilte Herr Angelo Eisner von Eisenhof in Konstantinopel. Natürlich mußte er vom Sultan empfangen werden. Aber was sollte er sagen, das Herz Abdul Hamids zu erfreuen? Herr Angelo Eisner von Eisenhof war nicht in Verlegenheit: Der Kaiser Franz Joseph, so meldete er dem Sultan, befinde sich recht wohl und lasse ihn herzlichst grüßen. Das gefiel dem Beherrscher der Gläubigen. Aber dem ungläubigen Botschafter v. Calice fiel die seltsame Mission auf, er war neugierig zu erfahren, wer denn der Herr sei, der sich als mit kaiserlichen Grüßen beauftragt gebärdete, und er zog in Wien Erkundigungen ein. Bald darauf verließ Herr Angelo Eisner von Eisenhof Konstantinopel. Sein Wahn, daß er mit einer außerordentlichen Botschaft vom Kaiser entsendet sei, war zerstört, und er beschloß, sich fürderhin wieder auf die Absendung regelmäßiger Botschaften an den Kaiser zu beschränken.

[Die Thrut—Henne]

*Klatschbase.* Neben dem goldenen Kalb hat sich die 'Neue Freie Presse' jetzt noch ein zweites symbolisches Tier erwählt: die Truth—Henne. Es ist wahr, alle Nummern des Blatts, in denen Frau Truth das »highest life« schildert, sind ausverkauft; weil alles auf wahren Begebenheiten beruht, versichert der alte Redaktionsdiener ganz im Vertrauen. Wie mächtig das den Lesern imponiert, daß bei einem Blatt, dessen Nachrichten erlogen sind — siehe neuestens die Audienz einiger Großjuden beim König von Rumänien —, wenigstens im novellistischen Teil Wahrheit zu finden ist. Und diese intime Kenntnis des Amerikanertums, die die Truth verrät! Man könnte fast glauben, daß nicht nur das Truthuhn, sondern auch die Bankiers Pinkus aus Amerika stammen. Amerika, das ist, wie ein Berliner Kommerzienrat kürzlich durch einen dreiwöchentlichen [dreiwöchigen] Aufenthalt herausgebracht hat, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Aber was drüben alles möglich ist, das hat jener Herr Goldberger oder Goldenberg nicht geahnt. Da braucht's die dichterische Phantasie der Truth. Was denken eigentlich die Amerikaner, was

und wie reden sie unter sich? In Deutschland wirken sie oft erheiternd durch das Radebrechen der deutschen Sprache und durch die eingestreuten englischen Wörter. Aber die Truth belauscht ein Gespräch zwischen der englisch—amerikanischen Millionärsgattin Frau Bridgeway—Robin und ihrer Tochter ('Neue Freie Presse', 21. August), und siehe da, die Tochter spricht also zur Mutter: »Ach, Mother, Mother, wenn wird erst an das weiße building von die alte Fritz zu lesen sein: Bridgeway—Robin House — dann werde ich mir fühlen perfectly happy ... dann werde ich auch kriegen that sword of the old Fritz ... « Ja, Frau Pinkus — nicht Pinkas, wie früher irrthümlich in der 'Fackel' zu lesen war — kennt die Amerikanerinnen; sie denken und sprechen jetzt auch daheim — das ist die neueste Enthüllung aus der fifth Avenue — ganz so, wie in den deutschen Possen reisende Amerikaner von jeher gesprochen haben.

[Verwarnung eines Plagiators]

*Käsehändler.* Sie schreiben mir, daß das bei Ihnen anliegende 'Wiener Sonntagsblatt: Favorita' fortfährt, Aufsätze der 'Fackel' zu stehlen und als geistiges Eigentum seines »Schriftleiters« auszugeben. Ich habe den Menschen schon einmal verwarnt, und darum gibt er jetzt wenigstens bei einer von drei gestohlenen Notizen die Quelle an. Leider! Denn dort, wo er's tut, hat er, wie ich aus dem mir übersendeten Exemplar ersehe, die Frechheit, an verschiedenen Stellen Gedankenstriche, Gänsefüßchen, Rufzeichen oder gar neue Worte hineinzuputzen. Wenn aber schon gestohlen sein muß — im Wiederholungsfalle werde ich übrigens strafgerichtlichen Schutz suchen —, so wäre mir das mechanische Stehlen ohne eigene Gedankenarbeit erwünschter.

[ »Anträge unter 'Johannistrieb'« ]

*Leser.* Was sich die Herren Bacher und Benedikt denken, wenn sie gleich über ihren Namen in der letzten Spalte der 'Neuen Freien Presse' das Angebot eines »älteren Schriftstellers« (23. August), der sich mit einer sympathischen Dame zu verheiraten, »EVENTUELL zu gemeinschaftlichem Haushalt zu verbinden« wünscht und Anträge unter »JOHANNISTRIB« erwartet, lesen? Daß drei Gulden für solche Vermittlung ein Betrag ist, der zu dem damit verbundenen strafgesetzlichen Risiko in keinem Verhältnis steht.

[Vom »Wiener Künstler—Gastspiel in Unterach«]

*Kleiner Chroniqueur.* Auf die Sommerfrischen des Salzkammerguts ist ein Schmock losgelassen worden, dessen Begeisterungsausbrüche geradezu verheerend wirken und der bereits das ganze Reklamegebiet abgegrast hat, das sich von Schreiber's Alpenheim über Wiener's Kaltwasserheilanstalt bis zur »Künstlerkolonie von Unterach« erstreckt. Das klebrigste Lob ward der zuletzt genannten, die sich mit einer Dilettantenschar zu wohlthätigem Bemühen vereinigt hatte, jüngst in der 'Neuen Freien Presse' gewidmet Das Mindeste war, daß man sich »in die Wiener Haute—Saison versetzt glaubte«. Und warum? Weil zwei Mimis, eine Frizzi und eine Lizzi mitwirkten. Sie alle hatten »ihre Kunst in den Dienst des Patriotismus und der Wohlthätigkeit gestellt«. »Das Arrangement lag« — natürlich — »in den Händen Victor Léon's«, der dafür die Freude erlebte, nicht nur sich selbst, sondern auch seine Tochter dreimal genannt zu sehen. Der Referent glaubte sich an dieser Familie schadlos halten zu müssen, weil auch »eine andere NICHT GENANNT SEIN WOLLENDE junge Dame« — natürlich graziös, charmant und temperamentvoll — mitwirkte. Alle anderen WOLLTEN offenbar genannt sein, so z. B. Frau Antonie Löwy—Hartmann, »die unvergessene, hochgeschätzte, vortreffliche Sängerin«. Wer nur der hochherzige Spender so starker Anerkennung sein mag? Vielleicht kennt ihn der Gatte der Frau Löwy—Hartmann, der jener Vorstellung beiwohnte, der unvergessene Siegfried Löwy? Vielleicht ist ihm der Stil bekannt? Ein Leopoldstädter Komiker »brillierte«, ein anderer »sekundierte«, und das Pro-

gramm setzte sich ausschließlich aus »pièces de resistance« zusammen. Durch den ganzen Bericht, in dem der Name Léon sechsmal genannt wird, zieht sich »etwas« wie der Geruch einer rituellen Auskocherei, und man muß unwillkürlich an jenen schmackhafteren Löwy denken, der sich zwar nicht in geschmalzenem Lob, aber in geschmalzenen Ganslebern, zwar nicht in fettem Druck, aber in fetten Würsten auslebt. Als ein Mißton in so konzentrierter Stimmung berührt die Nennung des fremdartigen Namens »Charlotte Wolter«. Schon fühlt man, daß die ganze Feierlichkeit dahin ist. Aber da kommt die Erklärung, warum jene — eine Kolchierin unter Griechen — genannt werden MUSSTE: Die Veranstalterin und »Lady Patroness« der Vorstellung — natürlich eine »feinsinnige«, Dame der Wiener Gesellschaft — besitzt eine äußerliche Ähnlichkeit mit der verstorbenen Tragödin ... So fällt denn selbst für Charlotte Wolter, wiewohl sie an dem »Wiener Künstlergastspiel in Unterach« nicht mitwirken konnte, ein Restchen Lob ab: sie war — die »veritable Doppelgängerin« der Frau Dr. Julius Baum.

[Ein redigierter Satz]

*Literat.* In der Übersetzung einer der prächtigen Justizsatiren Georges Courteline's, die in Nr. 411 der 'Zeit' erschienen ist, lautet ein Satz: »Er verlangte hunderttausend Francs, ich bot ihm sechstausend. Wir einigten SICH auf siebentausendfünfhundert«. Der Übersetzer heißt Trebitsch. Dennoch glaube ich nicht, daß die Konstruktion von ihm herrührt. Ich vermute vielmehr, daß es ursprünglich »wir einigten UNS« hieß und daß Herr Professor J. Singer das Manuskript redigiert hat.

[Aus meiner Sammlung]

*Sammler.* Man fragt sich oft, welchen Zweck denn eigentlich die Aufzählung aller Beinbrüche und Selbstmorde haben soll und ob der Lokalmist, den eigene Korrespondenzen täglich über die publizistischen Äcker streuen, auch als Bildungsdünger zu werten sei. Seit Jahr und Tag sind auf ihm höchstens Stilblüten gewachsen, die redaktionelle Gärtner zärtlich betreuen. Die Lokal-korrespondenz scheint einige Spötter zu beschäftigen, die einen Unglücksfall bloß als Mittel zu dem Zweck betrachten, die in den Redaktionen mit Schere und Feder hantierenden Schwachköpfe aufsitzen zu lassen. Seit langem wird da schon nach dem Rezept: »Finstern war's, der Mond schien helle« gearbeitet, der Sinn jedes Satzes durch den folgenden aufgehoben. So vernahmen wir am 22. August von einer seltsamen Identitätsfeststellung: »Von der Brigittabrücke ist vorgestern abends um ½ 7 Uhr ein fünfzigjähriger Mann in den Donaukanal gesprungen und sogleich in den Wellen verschwunden. Der Selbstmörder war in Hemdärmeln, mit dunklem Hut und dunkler Hose bekleidet. Gestern wurde erhoben, daß er mit dem zweiunddreißigjährigen Hilfsarbeiter ... identisch sei.« Der volle Name des Selbstmörders wird natürlich nicht verschwiegen; seine Angabe machte dem Berichterstatter viel weniger Skrupel als die des Alters. — 'Neue Freie Presse', 18. August: Katastrophe auf dem Wetterhorn: » — — Brown und Garden kamen aus Aberdeen IN DER SCHWEIZ und weilten seit dem 8. August in Grindelwald.« Polnisches Deutsch oder polnische Geographie? — 'Extrablatt', 27. August: » — — Der greisen Königin von Hannover wird der Tod der Herzogin, der sie sehr zugetan war, geheim gehalten. — — — Kränze haben bisher niederlegen lassen: die Königin von Hannover, die Prinzessinnen Friederike und Marie von Hannover — — «.

[Mehreren Einsendern]

*Mehreren Einsendern.* Die Voraussetzung, daß ich Stenographisches lesen kann, ist unzutreffend. Keine Mitteilungen zu erhalten, ist mir erwünschter als solche, die ich nicht zu enträtseln vermag.



[Eine bevorstehende Dekorierung]

*Leser in Ischl.* Der Theateragent J. Wild, seit etlichen Sommern Pächter des Ischler Sommertheaters, wird demnächst den Franz—Josefs—Orden bekommen. Herr Wild, der nicht nur, wenn der König von Rumänien in seinem Theater erscheint, erhöhte Eintrittspreise vom Publikum einhebt, sondern auch dann, wenn der König von Rumänien auf dem Schafberg weilt, erlebt spät genug die Erfüllung seines Herzenswunsches. Denn lange Zeit war es kein Herzenswunsch des Kaisers, Herrn Wild den Franz—Josefs—Orden zu verleihen. Die »Berichte« lauteten nicht eben glänzend, und besonders soll den Monarchen die Mär, welche von 30—Gulden—Gagen für weibliche Mitglieder raunte, indigniert haben. Ob nun jemand dem Kaiser nahegelegt hat, daß solches Bedenken auch dazu führen müßte, den obersthofmeisterlichen Vorgesetzten des Wiener Ballettkorps ihre Orden abzunehmen, oder ob sonstwie unter den gunstvermittelnden Persönlichkeiten Herr Wild ein Protektor erstanden ist, die »Berichte« lauten jetzt günstiger ...

[Einem Irrenwärter]

*Irrenwärter.* Über das Dynamit—Attentat im Selzthal berichtet das 'Deutsche Volksblatt' unter der Aufschrift. »Ein Attentat auf den Kohlenjuden R. v. Gutmann« Der Angegriffene, versichert es, sei »der JÜDISCHE Bergrat Max R. v. Gutmann« gewesen, und aus dem »Inhalt«, der auf der ersten Seite eine kurze Revue der wichtigsten Ereignisse bietet, erfährt der Leser, daß »auf den JÜDISCHEN Kohlenwerksbesitzer Ritter von Gutmann ein ehemaliger Angestellter ein Bombenattentat verübt« habe. Das Wort »jüdisch« ist in allen diesen Fällen gesperrt gedruckt. — Der ungarische Ministerpräsident Szell hat einen Erlaß herausgegeben, der es den ungarischen Kellnerinnen verbietet, jünger als vierzig Jahre zu sein. — Der Gemeindeausschuß des Ortes Dienten in Salzburg hat den Arbeiter Georg K. aus dem Gemeindegebiete ausgewiesen, weil er außerehelichen Umgang pflegte. Die Bezirkshauptmannschaft Zell am See und die Salzburger Landesregierung haben diesen Beschluß bestätigt.

---

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.  
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3

